

Plauderstübchen

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

Schicksale des Lebens.

Eine Erzählung aus der Prarie.

Nachdruck verboten.

2. Fortsetzung.

„Ich habe sie beleidigt,“ seufzte Vertha und ging traurig in ihr Zimmer.

Am folgenden Morgen aber grüßt; Mistreß Chapman so freundlich wie gewöhnlich und sagte nach dem Frühstück, sie möchte Vertha um einen großen Gefallen ersuchen. „Ich möchte gern an den Fluß hinüber auf unsere Viehweide. Chapman soll mich begleiten, damit ich mich auf der Prarie nicht verliere, und Sie möchte ich bitten, bis zu meiner Wiederkehr auf die Kinder achten und ihnen zu essen geben zu wollen.“

„Natürlich werde ich das herzlich gern besorgen, ich beneide Sie fast um den Ritt über die Prarie.“

„Ich gehe nicht zu meinem Vergnügen,“ sprach Mistreß Chapman tief aufseufzend und verließ das Zimmer. Bald darauf galoppierte sie in Begleitung ihres Mannes über die Grassfläche.

Vertha wollte den drei ihrer Obhut anvertrauten Kindern eine Freude bereiten und beschäftigte sich eifrig mit der Zubereitung süßer Speisen. Als endlich all die Lederbissen auf der festlich geschmückten Tafel standen, ging Vertha, den Bruder zu rufen, den sie zuletzt im Schatten der Neben in der Vorhalle hatte schlummern sehen. Er kam nicht auf ihr ängstliches Rufen und im ganzen Hause war keine Spur von ihm. Sie eilte zurück, hieß die Kinder essen und nahm ihnen das Versprechen ab, während ihrer Abwesenheit das Haus nicht zu verlassen, und bat die zehnjährige Carrie, im Falle Hals vor ihr zurückkehre, ein Signal aus dem Fenster zu hängen.

Weinend vor Angst und Aufregung eilte Vertha über die Prarie zum nächsten Blockhaus, wo sie atemlos ankam. Hals war nicht gesehen worden; die Männer aber boten sich sofort an, ihn zu suchen und die ganze Nachbarschaft hierzu aufzubieten.

„Trösten Sie sich,“ sprach der Ansiedler freundlich. — „Wenn er noch nicht länger fort ist, werden wir ihn bald haben.“

Betrübt machte sich Vertha auf den Rückweg. So oft sie auch spähend in der Richtung ihres Hauses ausblinnte, es wollte sich kein Signal zeigen, und als sie endlich zu Hause anlangte, fand sie nur die drei Kinder.

Den ganzen Nachmittag und den folgenden Tag suchten die Nachbarn nach Hals Dover; aber vergebens. Die einzige Spur war, daß er sein Pferd weggeritten hatte.

4.

Seit wir unser Prariehaus zum letzten Male gesehen, hat sein Aeußeres sich bedeutend verändert. An die Stelle der früheren Stille und Einsamkeit ist lärmendes Getreibe getreten. Mehr als ein Duzend Häuser mit ihren Neben-

gebäuden sind wie Pilze aus der Erde geschossen. Offenbar bildet die kleine Ansiedlung einen Kern, um den sich noch manche Auswandererschar sammeln, einen Ort, der bald einen Krämer, ein Gasthaus, eine Post und die nötigsten Handwerksleute haben und dann wohl Doversburg, Doversville oder in des Westens anspruchsvoller Weise Dover City heißen wird.

Unser Blockhaus selbst war in jüngster Zeit vergrößert worden und die alten und neuen Wohngemächer verband eine breite lustige Halle, die zum Aufbewahrungsort für Sattelzeug und dergleichen und bei günstigem Wetter zum Sammelplatz der ganzen Familie diente.

An einem schönen Septemberabend befanden sich hier zwei junge Leute und unterhalten sich halblaut. Das Mädchen ist trotz seiner Blässe, leicht als Vertha Dover zu erkennen; der junge Mann neben ihr mag etwa 25 Jahre zählen und trägt eine seiner athletischen Gestalt entsprechende Kleidung, nämlich ein loses dunkelblaues Staubhemd, einen breiten, nach indischer Art mit Glasperlen und Stickereien verzierten Gürtel, einen weißen Linnenstrumpf a la Byron, graue Tuchhosen und hohe Stiefel. Zu seinen Füßen liegt ein breitkrämpiger Strohhut und daneben, fast gleichsam Wache haltend, ein großer zottiger Hund, mit ausgestreckten Lagen.

„Erlauben Sie mir, Sie Vertha zu nennen, dann will ich Sie heute nicht länger belästigen. Ich habe eine Schwester, die Vertha heißt, und der Name klingt mir so traurig, daß ich das formelle Miß Dover nicht an dessen Stelle zu setzen vermag.“

„Nennen Sie mich denn Vertha, da Sie einen so guten Grund hierfür haben,“ entgegnete das Mädchen gleichgiltig.

„Und bitte, nennen Sie mich Harry, wie alle andern es tun. Das ist Belohnung genug für heute und ich will geduldig warten. Doch kommen Sie, wir wollen einen Ritt über die Prarie machen, wenn Sie immer im Hause eingeschlossen bleiben, werden Sie nie stark und kräftig werden.“

„Gut“, sagte Vertha, „aber beeilen wir uns. Die Sonne senkt sich bereits und Tante Polly läßt mich im Abendtau nicht fort. Bitte, führen Sie Cora heraus, ich habe das arme Tier einen ganzen Monat nicht gesehen und es liebt mich doch so treu.“

„Das tue auch ich,“ erwiderte Harry Chapman. Vertha antwortete nicht und ging schweigend in das Haus, um sich umzukehren. Harry nahm den Hut auf und rief: „Rubb! holla, Rubbin!“

„Hier bin ich, Massa, recht zur Stelle,“ ertönte hinter

ihm eine Stimme, und als er sich umwandte, sah er einen wolligen Schädel unter der niederen Wand auftauchen, von der er so eben aufgestanden war.

„Wie kamst Du da hinunter, Schurke?“ zürnte er und schritt drohend auf die Wand zu.

„Hinuntergetrohen, Massa“, entgegnete der Neger und schwang sich geschickt aus dem Bereich des drohend neben ihm erhobenen Stiefels.

„Wenn Du das Hörchen und Verstecken nicht aufgibst, Nubbin, breche ich Dir alle Knochen.“

„Sicher, Massa, ich horchte nicht; hoffe, bin besser erzogen. Dachte dort im Liegen nach, wie seltsam die Welt ist und wie die Dinge sich oft wunderbar gestalten“, sagte Nubbin mit unschuldigem Gesicht.

Düsterer Jörn sammelte sich auf Harrys Stirne und er machte einen Schritt vorwärts, als wolle er den Neger zu Boden schlagen.

„Wartst fort und führe die Pferde heraus“, gebot er aber, schnell sich fassend, „beeile Dich, wenn ich Dir nicht Füße machen und Dir zeigen soll, was gut ist für Dich.“

„Ich weiß mehr, als gut ist für Dich“, murmelte der Junge und trollte davon.

Die Pferde kamen in wenigen Minuten und gleichzeitig trat auch Bertha im Reittleid unter die Türe. Mistreß Chapman folgte ihr und gab ihr noch liebevolle Ermahnungen.

„Du sollst nicht weit reiten, Bertha, es wird bald Nacht und Du bist noch nicht kräftig genug.“

„Wir kommen, bevor der Tag fliehet“, lachte das liebliche Mädchen und reichte Cora das gewohnte Stück Zucker.

Die jungen Leute ritten fröhlich davon. Mistreß Chapman's Antlitz aber zeigte einen bestimmten Zug, als sie den Galopp über die Prärie beobachtete. „Wenn ich meiner Sache gewiß wäre, wüßte ich auch, was ich zu tun hätte“, murmelte sie, als sie zu ihren häuslichen Beschäftigungen zurückkehrte; „was aber sein soll, geschieht, ohne daß ich es ändern kann.“

Bertha galt jetzt als ein Mitglied der Familie Chapman. Nach dem geheimnisvollen Verschwinden ihres Bruders war sie krank geworden und die Familie Chapman hatte es nun für das Beste gehalten, von dem Blockhaus sofort Besitz zu ergreifen und Bertha als Familienglied zu betrachten. Dies geschah und die gute Frau sorgte für das verwaisete Mädchen, als wäre es ihr eigen Kind.

Als Bertha sich wieder etwas erholt hatte, saß sie eines Tages in einem alten bequemen Lehnstuhl am offenen Fenster, da kam Harry Chapman vom Flusse herüber, um den Onkel zu besuchen. Er schritt am Fenster vorüber und kühlte sich von dem Anblick des bleichen schönen Mädchens betroffen. Des jungen Mannes Besuch verlängerte sich nun auf Tage und Wochen, obgleich ihn die Tante beinahe kühl aufnahm und es an Winken bezüglich der beschränkten Räumlichkeiten ihres Hauses nicht fehlen ließ. Harry aber schien das nicht zu bemerken; er nahm sofort Stellung, als Berthas Verehrer und zeigte sich unermüdlich, sie zu unterhalten und aufzuheitern. Jeden Tag brachte er junge Wachteln und Präriehühner zur Kräftigung Berthas von der Jagd heim. Harry Chapman tat nichts halb; er bestürmte des einsamen Mädchens Herz mit einer Beharrlichkeit, die vielleicht Erfolg gehabt hätte, wenn Bertha nicht so beängstigt über ihres unglücklichen Bruders Schicksal und nicht so sehr mit Sorgen wegen ihrer Zukunft erfüllt gewesen wäre.

Eines Tages hatte Bertha mit Mistreß Chapman bezüglich ihrer Rückkehr in die alte Heimat gesprochen. „Ich bin nun stark genug zur Reise“, sagte sie, „und habe nur den einen Kummer, daß, wenn Mals je wiederkehrt, er niemand findet, der ihn zu mir bringt.“

„Sie sollen nicht ans Fortgehen denken“, entgegnete die großherzige Frau. „Sie sind noch nicht stark genug hierzu und werden es noch lange nicht sein. Zudem ist es uns lieb, wenn Sie sich wie eine Tochter in unserer Familie niederlassen wollen; nennen Sie mich Mutter oder Tante Polly und geben Sie mir das trauliche Du.“

Diese Güte rührte Bertha tief und sie vermochte nicht vor Tränen ihren Dank auszusprechen. Von nun an galt

es als ausgemachte Sache, daß Bertha in der Familie bleiben werde.“

5.

Eben hatten Bertha und Harry die Nosse wieder der Heimat zugelenkt, als sie am fernen Rande ihres Sehkreises Feuer bemerkten. Erschreckt hielten sie die Zügel an. Ungeheure Rauchwolken erhoben sich, die Flammen verbreiteten sich wie mit elektrischer Schnelle und ringsum war ein Feuermeer.

„Ist das etwa ein Präriebrand?“ fragte Harry Chapman, „und wie vermögen wir uns zu retten? Werden wir, bevor das Feuer uns erreicht, die Heimat erreichen, wenn wir die Pferde tüchtig ausgreifen lassen?“

„Nein. Wenn Sie aber Streichzündhölzchen bei sich haben, können wir, ehe das Feuer da ist, eine Stelle abbrennen und sind dann auf dieser ziemlich sicher.“

„Ich habe keine Zündhölzer bei mir. Gibt es sonst keinen Ausweg? Ich hänge hier ganz von Ihrer Kenntnis des Prärielebens ab, ich selbst weiß nichts von solch höllischen Illuminationen.“

„Suchen wir die Schlucht zu erreichen; selbst das Geleise, über das die Wagen der Auswanderer hinzogen, böte einigen Schutz. Warum verlassen wir es auch!“

Sie jagten in laufendem Galopp der kleinen Schlucht zu, die zwischen ihnen und dem Fahrweg lag, den sie verlassen hatten.

Fortsetzung folgt.



Stumme Liebe.

• Kennst du dies hohe, himmlische Empfinden,
Den Geistergruß aus unsichtbarer Welt?
Die Seligkeit, der alle Grenzen schwinden,
Die Lust, die Menschen neben Götter stellt?
Den süßen Schmerz, das hoffnungsvolle Bangen,
Die still gepflegte, lieb gewordne Pein,
Dies unruhvolle, sehnende Verlangen,
Den flücht'gen Jörn, das schönere Verzeih'n?
Kennst du die Liebe, war sie dir bekannt,
So hast du nie bei'm Namen sie genannt! —

Nein, wahre Lieb' hüllt sich in tiefes Schweigen,
Selbst lichtgeboren, scheut sie doch das Licht,
Die weite Welt, der Himmel ist ihr eigen,
Doch das Misl' des Herzens läßt sie nicht.
Mit ihren Klagen flücht verschämt die Sonne
Die süßbewegte, holde Nachtigall;
Im Dunkel nur weilt sicher Glück und Wonne
Und im Geheimnis ruht der Zauber all.
Kennst du die Liebe, war sie dir bekannt,
So hast du nie bei'm Namen sie genannt! —

Sie ruht so still, umwogt von Lust und Sorgen,
So treu von der Gedanken Schar bewacht,
In tiefer Seele, jedem Blick verborgen,
Wie laut'res Gold im unbefahrenen Schacht.
Wag' beiden nicht den Stempel aufzudrücken,
Sie geh'n von Hand zu Hand, von Mund zu Mund,
Ach, und dein reines, heiliges Entzücken
Wird, ausgeprägt, der kalten Menge kund.

Kennst du die Liebe, war sie dir bekannt,
So hast du nie bei'm Namen sie genannt! —

Und will die lang verhalt'ne Flamme bringen
Aus ihrem Zwange siegend himmelwärts,
Und möchte laut von deiner Liebe singen
Dein froher Mund, dein hochentzündetes Herz;
So juble sie hinauf die Weltenbahnen,
Leih' andern Sternen deiner Sonne Glanz,
Doch wer sie selber ist, darf man nur ahnen
Denn wahres Glück hüllt sich in Schweigen ganz.

Kennst du die Liebe, war sie dir bekannt,
So hast du nie bei'm Namen sie genannt! —

Im letzten Augenblick.

Novelle.

Fortsetzung.

„Nicht in fremde, — hier — hier in diesem Hause: deshalb die Rücksicht des Herrn Generals.“

„Was höre ich!“ rief der Leutnant in höchster Ueberraschung, Frau Nichtenhal verbirgt einen Deserteur?“ wiederholte er seufzend.

Das Blut des jungen Mannes wallte auf. „Und Sie, mein Herr“, rief er, „der Sie sich einen Freund dieses Hauses nennen, der Sie vorhin nicht genug Worte finden konnten, die Würdigkeit der Frau Nichtenhal zu rühmen, Sie treten als Denunziant derselben auf? Wut, schämen Sie sich! Bisher hielt ich Sie für einen harmlosen Schmeichler, — jetzt aber erkenne ich, daß Sie ein —“

„Nicht weiter!“ rief Halling.

„Hören Sie, was mich zu diesem Verrat treibt: — es ist meine Anhänglichkeit an Frankreich nicht allein, es ist meine Liebe zu Melanie. Ich bin ein Freund des Hauses, ich sah das Kind zur Jungfrau heranwachsen und hoffte, sie heimzuführen als meine Gattin. Da kam ein Fremder in das Haus, ein Franzose, und Aller Herzen wandten sich ihm zu. Dreimal ward meine Werbung abgewiesen um jenes Mannes willen, den eine Stunde vor dem Einmarsch Ihrer Truppen Frau Nichtenhal mit ihrer Tochter verlobte. Jener Mann aber — sein wahrer Name ist Martigny, obwohl er sich Du-roy nennt — der Verlobte Melanien ist ein Deserteur, der sich in einem geheimen Zimmer dicht am Festsaal verbirgt; denn hätte er das Haus verlassen, er hätte mir nicht entgehen können.“

Von allen Worten des Rath Herrn Rang nur eines im Ohr des jungen Offiziers wieder. — Melanie war verlobt? Das Mädchen, das einst sein zu nennen er sein Leben eingesetzt hätte, war ihm auf ewig entrissen. — Aber in seiner Hand lag es ja, mit jähem Schnitt das Band zu zerreißen, das sie an einen Andern knüpfte. Eine furchtbare Versuchung breitete sich mit schwarzen Fittichen über seine Seele; — gebrochene Herzen lassen sich heilen, die Jugend vergeht so schnell — und nur zu sehr war er, der verwöhnte Liebling der Pariser Salons, sich seiner Unwiderstehlichkeit bewußt.

Aber sein besseres Selbst siegte in dem nächsten Augenblick. „Und diesen Mann, der Ihnen im Wege steht, soll ich gefangen nehmen, weil mein Oheim?“ fragte er. „Wie ein Deserteur es verdient: doch soll er hier im Hause selbst scharf bewacht werden.“

Charles dachte eine Sekunde lang nach. „Sie kommen zu mir ohne jede Legitimation, ein bloßer Privatmann, und als solcher nehmen Sie jetzt meine Antwort, welche die dienstliche Subordination mir nicht gestattet hätte. Bei Jena war es, als dieser Arm, der eines jungen Fährnichts, zwei feindliche Offiziere mit den Waffen in der Hand als Gefangene einbrachte; Wehrlose zu fangen, möchte er selber kommen!“

Halling verbiß seinen Grimm. „Ich richte Ihren Befehl aus, Herr Leutnant“, sagte er sich verneigend; „für die Folgen bin ich nicht verantwortlich.“

Er entfernte sich unter diesen Verbeugungen.

Wieder war Charles allein. Die widerstrebendsten Gefühle durchströmten seine Seele. Nur Eines stand fest; er mußte Frau Nichtenhal oder Melanie einen Wink von Hallings Verrat geben, soweit es seine militärische Ehre erlaubte; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß die Tochter des Hauses von dem Versteck ihres Bräutigams unterrichtet sei. Aber wie unbemerkt zu ihnen gelangen, um sie zu warnen, ohne daß ein Spion Hallings Verdacht schöpfen konnte? Vielleicht daß er den Weg durch die Nebenräume fand. Er öffnete aufs Geratewohl die

Hilgeltür des ihm zunächst liegenden Zimmers und betrat dasselbe. Er befand sich im Saal des Nichtenhalschen Hauses.

Das war ein gar stattliches Gemach, wenn auch der funkelnde Kristallkronleuchter sorgsam verhüllt und die damastenen Möbel mit Ueberzügen geschützt waren. Die Vorhänge an den Fenstern waren dicht zugezogen und ein mattes Licht erhellte den Raum und warf ungewisse Streiflichter auf des verstorbenen Hauskerns lebensgroßes Bildnis, das, von beträchtlicher Höhe fast bis zur Erde reichte, die Mittelwand schmückte.

Plötzlich stand er still und horchte. Leichte Tritte erschallten in seiner Nähe und nun öffnete sich eine große Haupttür des Saales und Melanie trat ein, ohne den Offizier zu bemerken, den eben ein hoher Bücher-schrein ihren Blicken entzog.

Melanie war in fieberhafter Aufregung. Daß etwas vorging, was ihr verborgen ward, fühlte sie. Armands plötzliche Reise zu so unpassender Zeit, das sichtlich befangene Wesen der sonst so energischen Mutter: alles dies malte ihr eine Gefahr, die durch ihre Unkenntnis sie doppelt erschreckte. Sie hatte sich an die Mutter wenden wollen, aber Frau Nichtenhal war durch ihr Amt als Hausfrau so stark in Anspruch genommen, daß die Forderung einer Erklärung unmöglich schien. So mußte sie denn auf eigene Gefahr versuchen, das Rätsel zu lösen. In ihrem Zimmer, das oberhalb des Saales lag, hatte sie am letzten Abend noch spät den wohlbekannten Tritt der Mutter erkannt. Sie hatte das Fortgehen des Generals beobachtet, um ungestört an diesem Orte die Lösung des Geheimnisses zu versuchen. Nun aber fuhr sie hoch erschrocken mit einem lauten Aufschrei zurück, denn eben trat der Leutnant hervor.

Noch schöner als am vergangenen Tage erschien sie jetzt dem Offizier. Wie ein Stachel führ der Gedanke, daß er sie nimmer sein nennen dürfe, durch seine Seele, aber schon im nächsten Augenblick näherte er sich ihr und sagte heftig:

„Das Glück selber ist es, das unsere Wege kreuzt. Fürchten Sie nichts, mein Fräulein; ein warmer Freund redet zu Ihnen, der diese Minute ersehnte —“

Melanie wich zurück. Sie hatte zu viel von dem leichtfertigen Wesen der französischen Offiziers jüngeren Damen gegenüber gehört. Die Galanterie, die der Leutnant am verflossenen Abend ihr bezeugt hatte, war ihr so ungewohnt und bestrebend erschienen, daß sie jetzt wie abwehrend die Hand gegen den Nahenden ausgestreckt hatte.

„Verzeihen Sie, wenn ich mir erlaube, hier einzutreten“, sagte sie. „Sie — die Sieger, sind hier die Herren, allein ich glaube keinen hier anwesend —“

„Daß Sie mich hier finden, daß ich mit Ihnen reden darf unbelauscht und ungestört, danken Sie einer guten Fügung“, rief Charles. „O Melanie, ein schöner Traum ist mir grausam zerstört! Ich hoffte, Sie heimzuführen als mein Weib und vernahm —“

Melanie wollte entfliehen, Charles vertrat ihr den Weg.

„Nein, fliehen Sie nicht, nicht von mir will ich reden, nur ein Wort hören Sie noch —“

„Nichts will ich hören!“ rief Melanie. „Geben Sie mir Raum oder ich rufe um Hilfe. In Gegenwart meiner Mutter will ich erfahren, was Sie mir zu sagen haben.“

„Grausames stolzes Mädchen, es ist dann zu spät; dein eigenes Glück ja ist es, um das es sich handelt, danken sollst Du mir —“

Fast gewaltsam hielt er ihre Hände fest — ihren Lippen entfuhr ein Ausruf, sie wagte die Worte des Fremden ja nicht zu deuten und sie sah nur das glühende Auge, sie hörte nur die Leidenschaft in der Rede des jungen Offiziers.

Da — mit einem knarrenden Ton drehte sich das Bild des seligen Herrn Nichtenhal in seinen Angeln und bleich vor innerer Aufregung stürzte Armand aus seinem Versteck hervor, dessen Thür von dem Bild maskiert gewesen. Durch Frau Nichtenhal war er von der Anwesenheit des Neffen des Generals Rosly unterrichtet. Nur unvollständig hatte er die Worte vernommen, dagegen die Stimme seiner Braut deutlich erkannt und mit Mühe sich zurückgehalten. Aber bei Melaniens Gelferuf schwand alle Rücksicht auf sich selbst. Er glaubte sein Teuerstes durch den Uebermut eines französischen Offiziers beleidigt — und zur höchsten Bestürzung der Ahnungslosen eilte er zwischen sie und Charles, der selber überrascht einen Schritt zurücktrat.

„Beg von dem Mädchen Anabe“, zürnte er; „mit einem Manne messe Dich, der öfter dem Schicksal in das Auge geschaut, als Du die Psropsen der Champagnerflaschen springen liehest.“

„Armand!“ rief Melanie; „um Gottes willen, reize ihn nicht, Furchtbare ahnt mir, er kann uns verderben.“

„Ja verderben!“ wiederholte Armand; „dafür ist er ja ein Rosly!“

In heftiger Aufregung legte Charles die Hand an den Degen. „Unbesonnener, Sie wagen meinen Namen zu beschimpfen! Danken Sie Gott, daß kein Feuge dagegen ist — und nur um dieses Mädchens willen.“

„Ziehe nur dein Schwert gegen den Wehrlosen, Anabe,“ rief Armand außer sich, „aber hüte Dich! Diese Hand, die einst des Oheims Arm ebern faste, hat Kraft genug, des unbärtigen Neffen Haupt zu zerschmettern, der sich vergeht wider dieses Hauses Ehre — und dann komme, was da wolle!“

Das heiße Blut des jungen Offiziers wallte siedend auf. Ihm waren natürlich Armand's Worte nichts als brutale Beleidigungen — er sah nicht auf Melanie, die totenbleich mit gefalteten Händen da stand. — er sah in seinem Gegner nur den Deserteur, der, statt um Schutz und Gnade zu flehen, ihm noch Trotz zu bieten wagte.

Mit einem Sprunge war er am Fenster. Er hatte sich der Mitteilung des Rats Herrn erinnert, daß eine Wache unter dem Fenster stehe; er riß die Vorhänge zurück und winkte den beiden Soldaten, die im Hofe standen und emporblickten.

Am den Bräutigam klammerte sich das junge Mädchen in höchster Verzweiflung. „Armand, Armand, ich ängstige mich zu Tode, was geschieht mit Dir?“

Duroy war bleich, aber sehr gefaßt. „Man schließt das Buch meines Schicksals ab,“ sagte er ruhig; „doch die freundlichen Blätter desselben, die ich Euch, Ihr Lieben, danke, sie nehme ich mit in das Grab, in ein besseres Jenseits.“

Die Saaltür öffnete sich; auf der Schwelle erschien die Wache. Mit militärischer Haltung trat Charles vor Armand.

„Sie sind Armand Martigny, genannt Duroy?“

„Ja, mein Herr.“

„Deserteur aus der Reihe der französischen Armee?“

„Ja.“

„So verhafte ich Sie im Namen des Kaisers. Aus Rücksicht auf Ihre Beziehungen zu diesem Hause wird man Ihnen in demselben ein Zimmer anweisen und Sie scharf bewachen lassen, bis der Kriegsrat über ihr Schicksal entschieden hat.“

„Ich lasse Dich nicht, Armand!“ rief Melanie sich an Duroy klammernd, der ernst und gefaßt da stand; „ich teile mit Dir das Los, das Deiner harret.“

Sanft wies er sie zurück. „Tröste die Mutter, Melanie,“ sagte er, „Du siehst, es sollte sein.“

Fortsetzung folgt.



Wüntes Allerlei.



Eine Modetothet.

Wie häufig begegnet man allerorts Pferden, deren natürliche Verlängerung der Wirbelsäule nach hinten grausamerweise der Mode des Coupiers zum Opfer gefallen ist. Durch diese Verstümmelung sind die Tiere bis an ihr Ende den Stichen der zahllosen Insekten preisgegeben. Mancher Unglücksfall, der durch Ausschlagen der Pferde entstanden, ist die Folge dieser Verstümmelung gewesen, die die gepeinigten Tiere ihres natürlichen Wehrmittels beraubt, durch Stiche der Insekten zur Wut und Uebertreten des ihnen von Menschen anezogenen Gehorsams getrieben worden sind. Die Modetothet des Schwanzcoupiers nimmt dem Pferde von seinem aus 15—18 Wirbeln bestehenden Schwanz einen Teil weg. Die um die Wirbeln liegenden Muskeln geben aber dem Tiere die Fähigkeit, den Schwanz nach allen Seiten leicht zu bewegen, wodurch die geflügelten Quälgeister verjagt werden. Die an und für sich einfache Operation, ist grausam und spricht aller Veredelung des menschlichen Gemütes Hohn. Welche Qualen ein zur Operation des Schwanzes verurteiltes Pferd auszuhalten hat, geht aus folgendem hervor. Um das Tier zu bändigen, schlingen die Operateure um den äußerst empfindlichen Rüsten des Pferdes einen starken Strid, den sie fest zudrehen. Dem vor großem Schmerz zitternden Tiere wird dann ein Teil der Schwanzwirbel mit der Coupierschere rasch entfernt und die Wunde, damit die Blutung verhindert wird, mit einem bereit gehaltenen glühenden Runderisen ausgebrannt. Kommt das coupierte Pferd zu Jahren, so verliert es in vielen Fällen die am Schwanzstumpfe sitzenden Haare, so daß der lahle Stummel das sonst vielleicht noch rüstige Tier ungemein verunziert. Stellen wir solch einem an seiner natürlichen Schönheit geschändeten Tiere ein vollwertiges, mit prächtig langem Schweife gegenüber, so kann man sich überzeugen und nur bedauern, daß die Modetothet der Menschen von den von Natur gut ausgestatteten Tieren ein barbarisches Opfer heischte. Tierchühler, Tierärzte und Poeten haben gegen die Verunzierung der Pferde ihre Stimme erhoben. In England besteht ein Gesetz, das jeden bei der Tat des Coupiers Eetappten mit sehr hoher Strafe belegt. Doch darin liegt auch der Ausgang durchs Hintertürchen und — coupiert wird immer noch. Das Mittel, diese Schwanzverstümmelung aus der Welt zu schaffen, dürfte wohl sein, daß die Zeitungen und Tierfreunde eindringlich gegen die leider zu sehr eingewurzelte Modetothet ihre Stimme erheben. Die Mode wird auf gem Sterbetat sein, wenn Pferdeliebhaber, Fuhrleute, Landwirte und das Heer keine Nachfrage nach coupierten Pferden mehr stellt. (M.) — E. G.

* **Seetrantheit als Todesursache.** Die Seetrantheit gilt im allgemeinen als eine ebenso unangenehme wie ungefährliche Krankheit, sodas die davon Befallenen im allgemeinen eher verspottet wie bemitleidet werden. Das dies Uebel in gewissen Komplikationen aber auch verhängnisvoll werden kann, beweist der Fall eines englischen Geschäftsreisenden, der an der Seetrantheit gestorben ist. Der 65jährige Herr namens Thomas North befand sich auf der Reise von Jersey nach Guernsey an Bord eines Dampfers der Great Western Co., als er von einem heftigen Anfall der Seetrantheit ergriffen wurde, der in kurzer Zeit zum Tode des alten Herrn führte. Die Aerzte glauben, daß durch übermäßiges Erbrechen ein Herzfehler zum Ausbruch kam, oder eine Blutung im Gehirn erzeugt worden ist. Jedenfalls ist aber die Seetrantheit die mittelbare Ursache seines Todes gewesen.

* **Eine gute Seele.** Fräulein Petronella: „Die Männer sind doch zu ungerecht, unserm Geschlechte ewige Unbeständigkeit vorzuwerfen — was mich betrifft, ich hätte auf jeden respektablen Mann die ernstesten Absichten.“